

Solidarische Landwirtschaft – Modell für den Hof der Zukunft?

Im Gespräch: Elmar Schulte-Tiggles, Dipl.-Geograph und Betreiber des „Lernbauernhof Schulte-Tiggles“ und der „Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaft Kümper Heide“

Ute Christina Bauer

© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2014



Der Begriff „Solidarische Landwirtschaft“ ist sicher für viele noch ein Novum. Dabei bietet sie für Verbraucher und Landwirte einen probaten Weg, Lebensmittel zu auskömmlichen Bedingungen qualitätsorientiert und selbstbestimmt zu erzeugen. STANDORT-Redakteurin UTE CHRISTINA BAUER sprach mit Diplom-Geogr. ELMAR SCHULTE-TIGGES, der in Dortmund auf dem ehemals elterlichen Hof eine Solidarische Landwirtschaft mit angeschlossenem Lernbauernhof betreibt, über Prinzipien, Ziele und Strukturen solcher Initiativen.

STANDORT: Worin bestehen die Grundprinzipien der solidarischen Landwirtschaft?

Schulte-Tiggles: Entscheidend ist der direkte Zusammenschluss zwischen Verbrauchern und Erzeugern – so wie es ganz früher, als jeder in irgendeiner Weise etwas mit Nahrungsmittelproduktion zu tun hatte, überall in der Welt war. Der Vorteil für den Verbraucher: Es kann sichergestellt werden, dass auch ohne Besiegelung von Produkten eine hohe Qualität gewährleistet ist und immer wieder überprüft

werden kann. Der Verbraucher kontrolliert dies im Grunde selbst, weil er sich jederzeit auf dem Hof und auf dem Feld ein Bild davon machen kann. Für den Erzeuger besteht der elementare Vorteil darin, dass die Verbraucher alles, was mit der Produktion der Lebensmittel im Zusammenhang steht, finanzieren – und zwar im Voraus. Unabhängig vom Wetter und den tatsächlichen Erntemengen. Das Risiko der Produktion wird auf zwei Schultern verteilt.

STANDORT: Arbeiten die Verbraucher denn auf dem Hof mit?

Schulte-Tiggles: Das ist von Initiative zu Initiative unterschiedlich. In unserem Fall können sie es tun, wenn sie es wollen. Manche tun dies regelmäßig – andere, die schon um die 70 sind, können rein physisch nicht mehr so viel machen. Bei anderen Initiativen ist die Mitarbeit sogar verpflichtend. Hier bei uns wollten wir das nicht vorschreiben, weil wir uns dann auch sehr intensiv um die Helfer kümmern müssten. Jemand, der mit Gemüsebau bisher wenig zu tun hatte, verwechselt Unkraut und Gemüsepflanzen allzu leicht. Aber weil bei uns häufig die gleichen Menschen aktiv mitarbeiten, sind daraus inzwischen Routinen entstanden.

STANDORT: Ist Ihre Initiative als Verein organisiert?

Schulte-Tiggles: Ja, wir sind ein gemeinnütziger Verein mit etwa 50 Mitgliedern. Das müsste nicht unbedingt sein, macht aber in Deutschland mit seinen wohlgeordneten Strukturen vieles einfacher. Das, was unser Gärtner Marco Rau und ich für unseren Lebensunterhalt bekommen, könnten wir theoretisch auch einfach von den Mitgliedern einziehen. Stattdessen hat der Verein Marco bei sich eingestellt, was in einer anderen Struktur schwer möglich gewesen wäre. Außerdem hat der Verein die Aufgabe, die Idee der Solidarischen Landwirtschaft in Dortmund weiterzuverbreiten. Wir fänden es toll, wenn in Dortmund weitere Initiativen entstünden – bis-

Dipl.-Geogr. U. C. Bauer (✉)
Redaktion STANDORT, Pressebüro Transit,
Torstraße 177,
10115 Berlin, Deutschland
E-Mail: ubauer@pressebuero-transit.de

lang sind wir im Ruhrgebiet die erste und einzige umgesetzte Initiative. Nach unserer Vorstellung soll der Verein später einmal als Dach der verschiedenen Initiativen fungieren. Unterhalb des Vereins gibt es uns als sogenannte Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaft Kümper Heide.



STANDORT: Welche Ziele verfolgen Sie mit der Solidarischen Landwirtschaft?

Schulte-Tiggens: Wie schon gesagt, wollen wir, dass ein direkter Kontakt zum Endverbraucher besteht. Es ist einfach toll zu wissen, wer die Dinge, die man herstellt, nutzt und verwertet. Da ist nichts anonym, es gibt direkte Rückmeldungen. Damit verbunden sind auch ganz viele zwischenmenschliche Begegnungen und ein guter sozialer Zusammenhalt. Über die Initiative wollen wir in der Lage sein, in einer kleineren Struktur Landwirtschaft so zu betreiben, wie wir das für richtig halten. Im globalen Wettbewerb und bei den Preisen, die die Supermärkte als Abnehmer zahlen und diktieren, wäre das nicht möglich. Wenn man sich in Deutschland umschaute, gibt es derzeit eigentlich nur riesengroße, industriell arbeitende Betriebe auf der einen Seite und auf der anderen Seite Betriebe, die in den nächsten Jahren wahrscheinlich aufgeben müssen, weil sie sich nicht mehr tragen. Mit der Solidarischen Landwirtschaft haben wir eine Lösung gefunden, eine kleine, bäuerliche Landwirtschaft zu betreiben, die sich dennoch ökonomisch tragen kann – unter anderem aufgrund der Vorfinanzierung aller anfallenden Kosten. Dafür habe ich gemeinsam mit dem Gärtner einen möglichst genauen Plan aufgestellt, welche Investitionen nötig sind, um die Flächen zu bewirtschaften. In diese Rechnung fließt alles ein – vor allem Saatgut, Bewässerung, Arbeitswerkzeuge, Fahrzeuge, Maschinenpacht, Abschreibungen, Kraftstoffverbrauch und Strom. Logischerweise schließt das auch unseren Lohn ein. So kann als Finanzbedarf eine Gesamtsumme ermittelt werden, die dann durch zwölf Monate und durch die Anzahl der Mitglieder geteilt wird. Auf die Anzahl von 50 Mitgliedern – eigentlich sind es Anteilseigner – sind wir folgendermaßen gekommen: Wir haben ausgerechnet, dass sich von dem, was wir auf

der zur Verfügung stehenden Fläche von einem dreiviertel Hektar erzeugen, ca. 50 Personen mit pflanzlichen Produkten versorgen können. Für monatlich 43 Euro erhalten die Mitglieder einmal wöchentlich eine Gemüsebox.

Mit der Produktion von tierischen Lebensmitteln befassen wir uns (noch) nicht, wer nicht ohne Fleisch auskommen möchte, muss es zukaufen. Das war unter den Mitgliedern ein Diskussionspunkt, einige würden grundsätzlich nicht mitmachen, wenn Nutztiere für diesen Zweck gehalten werden. Das sind aber meiner Meinung nach die, die noch nicht verstanden haben, dass sie als Verbraucher *und* Anteilseigner ja steuern könnten, wie die Tiere gehalten und versorgt werden. Abgesehen davon wäre das für uns im Moment aber ohnehin eine Nummer zu groß: Wenn wir gleich mit Tieren gestartet wären, hätte uns das überfordert. Am Anfang ist es kompliziert genug, den Investitionsbedarf zu berechnen, wenn man beispielsweise solche Dinge wie den Stromverbrauch in der Scheune, in der das Gemüse gelagert und abgeholt wird, mit bedenken muss.

STANDORT: Wann haben Sie mit der Solidarischen Landwirtschaft angefangen?

Schulte-Tiggens: Wir sind mit der Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaft Kümper Heide im März 2014 gestartet. 2013 hatte es von Verbraucherseite her eine Initiative gegeben, die die Idee über ein Inserat in der Zeitschrift „Schrot und Korn“ in den Dortmunder Raum getragen hat. Die Initiatoren haben versucht, hier in der Region landwirtschaftliche Flächen zu bekommen bzw. einen Landwirt zu finden, der mitmacht. Zunächst fanden sie das Gewünschte nicht. Zur gleichen Zeit machte ich mir über die Zukunft des seit 20 Jahren stillgelegten Hofes meiner Eltern Gedanken – ich wusste jedoch bereits, dass ich eine Bewirtschaftung nur im Rahmen einer solidarischen Landwirtschaft wieder aufnehmen würde. Als die Initiative und ich durch Zufall miteinander in Kontakt kamen, ging alles ziemlich schnell: Am 15. März 2014 war die Gründungsveranstaltung, auf der wir unsere Zahlen und unsere Vorstellungen mehr als 50 interessierten Menschen präsentierten; kurz darauf konnten wir starten. Bisher funktioniert es sehr gut. Und weil die Nachfrage sehr groß ist, werden wir wohl unsere Fläche demnächst um ein kleines Stück erweitern und 20 zusätzliche Anteile herausgeben.

STANDORT: Im Grunde handelt es sich also um ein genossenschaftliches Prinzip?

Schulte-Tiggens: Ja, das ist richtig.

STANDORT: Seit wann gibt es Solidarische Landwirtschaft in Deutschland überhaupt?

Schulte-Tiggens: Der älteste Hof, der damit angefangen hat, ist der Buschberghof bei Hamburg. Die machen das seit den 1980er Jahren. Viele Jahre war der Buschberghof der einzige, der hierzulande Solidarische Landwirtschaft betrieben

hat. Wir sind immer noch wenige – knapp 50 Höfe praktizieren sie derzeit in Deutschland, ungefähr genauso viele Initiativen versuchen sich zu finden bzw. gründen sich gerade. Aber noch vor zehn Jahren gab es vielleicht gerade mal ein Dutzend solcher Initiativen, in den letzten Jahren ist also viel geschehen.

STANDORT: Kann sich Solidarische Landwirtschaft zu einer Alternative zur konventionellen Landwirtschaft entwickeln oder wird sie eher eine Nische bleiben?

Schulte-Tiggens: Das ist eigentlich nicht die Frage. Sie definiert sich nicht unbedingt als Alternative zur konventionellen Produktionsweise, es geht in erster Linie um das Erzeuger-Verbraucher-Prinzip und nicht um die Art des Anbaus. Nichtsdestotrotz sind die Menschen, die bei so etwas mitmachen, in der Regel sehr ressourcenbewusst und denken ökologisch. Und deswegen sind tatsächlich die meisten Höfe mit Solidarischer Landwirtschaft auch Ökobetriebe. Aber das muss nicht unbedingt sein.

Für viele „klassische“ Ökobetriebe wäre die Umstellung auf unser Prinzip eine Alternative, weil sie mittlerweile sehr unter den Preisen leiden, die der Handel diktiert, zudem werden die Pachtpreise von Land immer höher – Dank der Förderung von Produkten für Biogasanlagen. Bioprodukte sind in der Erzeugung teurer als konventionelle, aber sie sind mittlerweile in den Supermärkten vertreten und dort auch zu recht niedrigen Preisen zu bekommen. Die Marktmacht des Handels ist sehr groß, zumal seitdem es Bioprodukte auch im Discounter gibt.

Dennoch ist die Solidarische Landwirtschaft bislang eine Nische: Jemand, der seine gewohnten und eingespielten Vertriebszweige hat – egal ob konventionell oder biologisch –, wird davon nicht so schnell abweichen. Schließlich weiß er genau, wie alles funktioniert, an wen er seine Produkte weitergibt und wie viel er dafür bekommt. Vielleicht nörgelt er zwar, aber je konventioneller und konservativer ein Landwirt ist, desto unwahrscheinlicher ist es, dass er sich auf ein solches „Wagnis“ einlässt. Die meisten Landwirte denken verständlicherweise marktwirtschaftlich; die Hürde, sich von diesem Modell zu lösen, ist sehr hoch. Außerdem sind sie es als Einzelunternehmer gewohnt, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. Es ist nicht jedermanns Sache, wenn auf einmal 50 Leute bei der Frage mitreden wollen, was da wie angebaut wird.

STANDORT: Zahlen die Mitglieder bzw. Anteilseigner mehr für das Gemüse oder das Getreide, als wenn sie die Produkte im Laden kaufen würden? Oder sind diese durch die Umgehung des Handels gar nicht teurer?

Schulte-Tiggens: Sowohl als auch. Logischerweise bleibt bei uns mehr hängen, weil die verschiedenen Zwischenstufen wegfallen. Andererseits hat Wolfgang Stränz, einer der Urväter des Gedankens vom Buschberghof, gesagt, dass mit dem

Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft den Nahrungsmitteln der Preis genommen wird und sie ihren Wert zurückerhalten. Wenn man sich in der Hauptsaison ansieht, wie viele gute Produkte in den Körben liegen, die sich die Mitglieder jede Woche abholen, denkt jeder erst einmal, dass diese für 43 Euro monatlich sehr günstig sind. Dieser Blick ändert sich natürlich, wenn im Frühjahr die Kisten nicht so voll sind – aber man muss das ja über das ganze Jahr betrachten. Auf jeden Fall bescheinigen die Mitglieder und auch andere, die davon probieren, dem Gemüse eine besonders gute Qualität. Das ist vielleicht teilweise auch ein psychologischer Effekt, aber ich finde, dass es super schmeckt. Bei Tomaten beispielsweise ist es geschmacklich ein Riesenunterschied, ob sie aus dem Gewächshaus in Spanien kommen oder von uns.

Diejenigen, die bei uns mitmachen, wissen, dass sie das Gemüse eigentlich umsonst bekommen. Als Anteilseigner ermöglichen sie es uns als kleinem Hof, so zu arbeiten wie sie und wir es richtig finden. Unter unseren Mitgliedern gibt es beispielsweise eine Gruppe, die sich intensiv damit beschäftigt, wie man mit bestimmten Pflanzen die Schadstoffbelastung des Bodens verringern und seine Struktur verbessern kann. So etwas geschieht in den großen Betrieben des Agribusiness nicht und auch in Ökobetrieben leider immer weniger.

STANDORT: Ist Solidarische Landwirtschaft also auch für Großstädter geeignet?

Schulte-Tiggens: Ja, Solidarische Landwirtschaft ist auf jeden Fall für Großstädter geeignet, wahrscheinlich sogar eher als für die anderen, die ja zum größten Teil noch selbst etwas im Garten anbauen können. Unser Hof beispielsweise liegt auf Dortmunder Stadtgebiet, die Flächen sind darum arrondiert; die Anbaufläche für das Gemüse ist zu Fuß acht Minuten entfernt. Und damit hier nicht jeden Freitag riesige Mengen von Autos auf den Hof fahren, haben sich die Mitglieder nach ihren Wohnorten in räumlichen Clustern organisiert. Von denen holt dann jeweils einer das Gemüse ab und sorgt für die Weiterverteilung.

STANDORT: Ist Solidarische Landwirtschaft das Modell für den Hof der Zukunft?

Schulte-Tiggens: Auf jeden Fall ist sie ein wichtiges Modell. Und wenn man allumfassend denkt, ist sie nach meinem Gefühl derzeit das wichtigste Modell. Man kann sich damit wehren gegen Regeln und Normen, die von oben verordnet sind. Auch die Selbsterntegärten sind ja eine Gegenbewegung, bei der der Zwischenhandel ausgeschaltet wird. Aber da stecken häufig wieder Franchise-Systeme dahinter, bei denen am Ende jemand abkassiert, während der Bauer fast nichts davon hat. Solidarische Landwirtschaft hat einen größeren Mehrwert für die Natur, für den Ressourcenschutz, für den Verbraucher und vor allen Dingen auch für die Landwirte. Daher bin ich mir sicher, dass sie Zukunft hat. Etliche haben mit dem Begriff Solidarische Landwirtschaft ein Pro-

blem, deswegen wird häufig auch von gemeinschaftsgetragener Landwirtschaft oder *Community supported agriculture* (CSA) gesprochen. Damit fühlen sich viele wohler.

Die ganze Kultur des Selbermachens, des Recyclens liegt im Moment sehr im Trend – sei es mit der Tomatenpflanze auf dem Balkon oder mit dem selbstgestrickten Pullover. Ich hoffe sehr, dass das keine Modeerscheinung ist. All diese Dinge haben nämlich oft gemeinsam, dass die Menschen wieder mehr miteinander in Gruppen machen. Ich glaube, das ist auch ein nicht zu vernachlässigender Aspekt bei unserer Bewegung.

STANDORT: Wie wird sich Solidarische Landwirtschaft weiterentwickeln und verändern?

Schulte-Tiggens: Jede Initiative ist anders: sowohl, was die Mitarbeit angeht, als auch in dem, wie sich die Gruppen zusammenfinden. Ein Weg könnte sein, dass sich eine Gruppe zusammenfindet, eine Fläche pachtet und dann einen Gärtner bzw. Landwirt sucht, der die Fläche bewirtschaftet. Die GartenCoop in Freiburg beispielsweise funktioniert schon sehr lange so. Bei uns hat ja eher der Zufall die Mitglieder und den Landwirt zusammengeführt.

Wir bei uns haben noch Ausbaupotenziale, weil insgesamt zum Hof nur 26 Hektar gehören. Wenn im nächsten Jahr viele der Pachtverträge mit unseren Pächtern auslaufen, muss sowieso vieles neu entschieden werden. Aber falls wir uns zur Erweiterung entschließen – also für eine größere Fläche und mehr Mitglieder –, ist man schnell auch bei einem ganz anderen Maschineneinsatz. Im Moment machen wir fast alles per Hand, das geht jedoch irgendwann nicht mehr. Dann kommen wir nicht mehr darum herum, etwa eine Sämaschine einzusetzen.



STANDORT: Sie betreiben auch einen Lernbauernhof. Was machen die Kinder bei Ihnen?

Schulte-Tiggens: Wir bieten drei verschiedene Möglichkeiten an: Das erste sind in Kooperation mit der BUND-Ju-

gend Nordrhein-Westfalen Camps mit Zeltübernachtungen über mehrere Tage. Daran nehmen häufig Kinder teil, deren Eltern selbst Mitglied beim BUND sind. Die Eltern möchten ihr ökologisches Bewusstsein an ihre Kinder weitergeben und suchen sich dafür einen Bauernhof aus.

Zum Zweiten kommen Schulklassen und Kindergarten- gruppen – etwa, wenn sie sich in der Schule bzw. im Kindergarten gerade mit bestimmten Themen befassen oder weil sie eine Alternative suchen zum üblichen Ausflug in den Tierpark oder ins Museum. Wenn die Lehrkräfte einmal hier waren, haben sie in der Regel festgestellt, dass sich die Kinder an diesem außerschulischen Lernort ganz anders verhalten als sonst. Jedes Kind kann hier seine Stärken zeigen: Auch wenn es in der Schule schlecht ist, kann es hier vielleicht ganz tolle handwerkliche Fähigkeiten zeigen. In der Schule bleiben diese den Lehrerinnen und Lehrern oft verborgen. Wenn die Lehrpläne es zuließen und die finanziellen Mittel vorhanden wären, kämen die meisten viel öfter her. Der Vorteil eines Bauernhofs: Hier muss nicht irgendeine Beschäftigung erfunden werden. Die Kinder merken schnell, was getan werden muss, damit Landwirtschaft funktioniert.

Und schließlich gibt es private Kindergruppen, die einmal im Monat kommen und quasi im Jahresrhythmus anfallende Arbeiten mit uns auf dem Hof erledigen. Mit denen können wir mehr Zeit verbringen. Sie erleben die komplette Abfolge der Arbeiten, die auf einem Hof anfallen: säen, pflanzen, Zäune bauen, ernten, Produkte weiterverarbeiten, Apfelsaft pressen usw. Sie sehen, dass sich der Kreis irgendwann schließt: Wenn sie beispielsweise Kartoffeln pflanzen, bekommen sie später mit, wie ihre eigenen Kartoffeln reifen und wieder aus dem Boden geholt werden. Vorher wussten sie oft gar nicht, dass aus einer einzigen Kartoffel, die sie in den Boden stecken, 20 bis 30 neue Kartoffeln entstehen können. Die Kinder entwickeln ein ganz neues Bewusstsein für die Natur und begreifen, dass in der Landwirtschaft nichts automatisch passiert, sondern mit Arbeit verbunden ist. Und ich hoffe, dass sie lernen, welchen Wert Nahrungsmittel tatsächlich besitzen.

Insgesamt ist es mir wichtig, in der Bildungsarbeit den Grundgedanken von nachhaltiger Entwicklung zu vermitteln. Das Konzept des Lernbauernhofes ist angelehnt an die „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ (BNE). Dabei geht es nicht nur um Wissen, sondern auch um ganz andere Kompetenzen. Soziales Miteinander etwa lässt sich auf dem Hof spielerisch üben, wenn sich vier Kinder eine Schubkarre teilen sollen.

STANDORT: Die Solidarische Landwirtschaft und der Lernbauernhof greifen an diesem Punkt ineinander?

Schulte-Tiggens: Ja, beides ergänzt sich sehr gut. Mit der Solidarischen Landwirtschaft kann man quasi das, was die Kinder im Kleinen in ihren Gruppen erleben, im Großen auf dem Hof erleben.

STANDORT: Der ganze Themenkreis rund um Ernährung und Lebensmittel ist also ein guter Träger, um Nachhaltigkeit in die Gesellschaft hinein zu vermitteln?

Schulte-Tigges: Ja, vielleicht ist es sogar einer der einfachsten Wege, weil das so existenzielle Dinge sind, über die sich die Menschen (noch) zu wenig Gedanken machen. Das liegt daran, dass beispielsweise im Vergleich zu Frankreich in Deutschland der Anteil des Haushaltseinkommens, der für Nahrungsmittel ausgegeben wird, sehr gering ist. In Frankreich gibt es übrigens tausende von Solidarischen Initiativen – anders kommt man dort gar nicht an qualitativ hochwertiges Gemüse.

STANDORT: Eins noch: Wie sind Sie eigentlich von der Geographie zur Solidarischen Landwirtschaft gekommen?

Schulte-Tigges: Ich habe zunächst viel mit Entwicklungsländerforschung zu tun gehabt. Im weitesten Sinne ging es

dabei um Eine-Welt-Themen, Globalisierungsprozesse und schließlich auch um Ernährungsfragen. Ich habe an verschiedenen Unis gearbeitet und dabei festgestellt, dass mir die Lehre sehr viel Spaß macht. Und als ich in Dortmund Lehramtsstudierende für die Grundschule ausbildete, habe ich gemerkt, dass mir auch das Arbeiten mit Kindern als Zielgruppe Freude bereitet.

Dann stand ich vor der Frage, was mit dem elterlichen Hof passieren soll. Bei einer Tagung der „Bundesarbeitsgemeinschaft Lernort Bauernhof“ kam mir die Idee, meine pädagogischen Tätigkeiten räumlich auf den Hof zu verlagern – hier tat sich ein Weg auf, Landwirtschaft und Wissensvermittlung miteinander zu verbinden. Ich habe noch eine Weiterbildung in Bauernhofpädagogik gemacht und dann konnte es losgehen.